

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung von Peter Schneider

(Schluß)

Doch auch diese Tage vergingen, das heilige Pfingstfest nahte heran, und eine Woche zuvor war Anselms Grift abgelassen. Wieder stand er vor dem Quardian, der ihm verkünden wollte, daß er nunmehr, nach reuig abgelegter Buße, sein Küchenamt wieder antreten und an den Feiertagen seine Kunst von neuem zeigen könne. Der Quardian fühlte sich gerade in dieser Zeit körperlich nicht wohl. Ihn plagten Gliederschmerzen seit lange, und hätte ihn sein Stolz nicht daran gehindert, so hätte er schon längst den Koch, von dessen Kenntnis der Kräuter er wußte, um ein Mittel gefragt. So stand er nun, mit dem Ausdruck des körperlichen Leidens im Gesicht, in seiner Zelle mühsam aufrecht, und ihm gegenüber Anselm, dessen Bußzertnirschung beim Anblick und bei der Nähe des anderen sich schon wieder verflüchtigen wollte. „Das ist dein Feind!“ raunte ihm etwas ins Ohr. So sehr Anselm Herr seiner Gesichtszüge war, so fühlte doch der Quardian, daß bei dem andern das völlige Eingeständnis des Unrechts fehle, und seine an sich schon schlimme Laune nahm urplötzlich die Gestalt des Zornes an. Er hatte sagen wollen, Anselm scheine während der drei Monate in sich gegangen zu sein, das begangene Unrecht eingesehen zu haben — und er sagte: „Dein Auge verrät, daß du noch immer glaubst, wir müßten dich um Entschuldigung bitten“. Er hatte sagen wollen, daß man immerhin die letzte Zeit her seine Rükentätigkeit vermißt habe — und er sagte: „Bilde dir nicht ein, daß wir Sehnsucht nach deinen Künsten hatten, die andere ebenfogut verstehen.“ Er hatte sagen wollen, daß Anselm nunmehr die Küche wie früher betrauen solle — und er sagte: „Trotz des bekundeten bösen Willens kannst du, auf Ruf und Widerruf, noch einmal beginnen.“ Aus diesen Worten und aus anderen Worten ähnlichen Sinns hörte Anselm nur die wirkliche oder absichtlich vorgetragene Geringschätzung seiner Kochkunst heraus. Hätte der Quardian gesagt: „Du bist ein ungehorsamer Knecht, aber ein guter Koch; wir brauchen dich — sang' wieder an!“ so wäre alles gut gewesen. Aber der Heiligste selbst verträgt es am allerwenigsten, daß seine Eignung für eine Sache, die er mit Liebe betreibt, bezweifelt wird; denn hier rührt man an die geheimnisvollsten und wertvollsten Triebkräfte der menschlichen Natur. — Der Höllegeist, dessen Triumphtag gekommen war, brach in ein Gelächter aus, das niemand im Hause hörte, und vor dem doch die Mauern des Klosters bis in ihre Tiefen erzitterten. Diesen beiden war nicht mehr zu helfen! Wieder stieg die Blutwelle, vor der einst der Bruder Lambert erschrak, in Anselms Gesicht, und aus seinem Mund kamen die verhängnisvollen Worte: „Da der Konvent meine Eignung für die Küche bezweifelt, hat es keinen Sinn, wenn ich nochmals beginne. Ich bleibe nun beim Düngerbreiten und Wasserschleppen. Die Küche betrete ich nicht mehr.“ So sprach der Unglückselige, und während er mit bebenden Lippen, doch mit stolzer Drehung des Nackens in die eine Zellenecke schaute, sah er kaum den Ausdruck maßloser Wut im Gesicht des Quardians — der sich unterdessen vor körperlicher Schwäche auf einen Stuhl niedergelassen hatte und sich dadurch doppelt gedemütigt fühlte. Desto besser hörte Anselm die nicht mehr gesprochenen, sondern geschrienenen Worte: „Willst du schweigen, du deutsches Hundsgesicht? Vergolden soll

man den Narren, der dich zu uns gebracht! Welcher Here, welcher — Hure bist du aus dem Tragkorb gesprungen?“ Dies hörte Anselm — und im nächsten Augenblick hatte er schon die Zelle verlassen. Es wäre besser gewesen, er hätte die Türe ausbrausenden Zorns mit Wucht zugeschlagen. Daß er sich beherrschte und sie leise ins Schloß legte — dies war furchbar. Denn dies war die letzte tödliche Stille vor dem Ausbruch eines entsetzlichen Unwetters. Mit rasender Eile stiegen am Himmel seiner Seele phantastische Wetterfahnen empor; rötliche Hagelschleier wogten herauf, und Wolkenwirbel kreisten über dem Heimatwald, hinter dessen Wipfeln im Heimdorf, im Heimathaus die beschimpfte Mutter im Lehnstuhl saß und wartete, ob der Sohn ihre Ehre wahren würde. Dieser Sohn schritt raschen Ganges seiner Zelle zu. Er sah im Vorübergehen die Kante eines alten Schrankes in den Raum stoßen: Dies war ihm wie feindlicher Angriff. Das helle Licht des Vormittags brach durch die Fenster: er empfand es gleich böswilliger Bedrängnis. Das Lied einer Schwarzamsel drang vom Garten herein; es war ihm wie Beleidigung. Als er seine Zelle erreicht und die Türe hinter sich geschlossen hatte, da hallte es um ihn wie ein einziger Schrei. „Rache!“ hatte jener Urahn geschrien, als ihm der Nachbar das rauchende Gehirn des frischerlegten Höhlenbären, das er seinem kranken Weibe bringen wollte, aus den Händen riß. „Rache!“ hatte es in der Brust des Germanen getobt, als der römische Centurio die Tochter mit Gewalt entführt und geschändet hatte. „Rache!“ knirschte jener fränkische Vorfahr, den Clobowech bei der Heeresmusterung mit dem Fuß in den Leib stieß. „Rache!“ hatte der Bauer geheult, als ihn der übermütige Grundherr mit der Reitpeitsche schlug, während er dem heiligen Geschäft des Säens oblag. Und was alle die Ahnen einst in solchem Augenblick gefühlt, das empfand ihr Enkel Anselm gesammelt und gehäuft, mit der Gewalt der unbewußten Erinnerung vieltausendjähriger Erbguts, in jenen Stunden. „Rache“ gelte es in ihm und um ihn, und sein Racheschrei hallte von den Tauern bis zu den Karawanken. Was wollte diesem übermächtigen Gefühl gegenüber das Christentum besagen, das seine Ahnen seit knapp siebenhundert Jahren angenommen? Wie ein mürber Zunder fiel das dünne Mäntelchen der christlichen Religion von ihm ab, und er stand da in der ganzen Furchtbarkeit eines gewaltigen Tieres der Urzeit.

Da trat Bruder Lambert herein. Er wußte nichts davon, daß Anselm in des Quardians Zelle gewesen, wohl aber berichtete er, daß der Quardian unter einem neuen heftigen Anfall des Leidens fast zusammengebrochen war und zu Bette gebracht werden mußte. Ob nicht Anselm ein Mittel wüßte? Ohnedies werde er ja mit dem Heutigen — zu ihrer aller Freude — wieder in der Küche erscheinen. Ob er nicht etwas kochen, nicht etwas brauen könne für den kranken Quardian? Ingeheim hoffte der gute Lambert, daß Anselm auf solche Weise sich die Zuneigung des Klostervorstandes wieder gewinnen und daß damit der Gegensatz zwischen den beiden, den alle Brüder peinlich empfanden, verschwinden würde. Anselm schaute das gute Kind mit einem fremden Blicke an — und sagte: ja, er könne etwas kochen, er könne etwas brauen. Und schneller als Lambert selbst gehofft, eilte er dem sich Wundernden voran in die Küche. Hier ballte er, hier kochte er Klößchen, goß eine kräftige Brühe dazu und schickte die Speise dem Quardian, und der gute Lampert überreichte sie dem Kranken. Als er wieder in die Küche zurückkehrte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß Anselm schon wieder hin-

weggegangen war und offenbar keine Anstalten gemacht habe, nun auch für die Brüder wieder zu kochen. So machte er sich mit Hilfe eines Mitbruders selbst an die Arbeit. Aber nicht lange, da stürzte der Bruder Gottfried herein und rief: „Der Quardian liegt im Sterben!“ Auf's tieffte erschrocken stürzten die beiden nach oben. Ihnen und anderen, die schon herbeigeeilt, bot sich ein gräßlicher Anblick. Der Quardian wälzte, gleich einer getretenen Schlange, den starken, großen Leib auf dem Lager; Schaum stand vor dem bläulich angelaufenen Gesicht, ein entsetzliches Stöhnen drang pfeifend durch seine Lippen und die Zähne knirschten, als sollten die Kiefer zerbrechen. Vor dem Bett stand auf einem Tischchen ein Rest von der Mahlzeit; auf den deutete der Kranke, der nicht mehr sprechen konnte, in einem Augenblick der Ermattung; Vater Josephus sprach mit zitternder Stimme, von Schrecken geschüttelt, über dem Kranken: „Absolvo te a peccatis tuis!“ Der Quardian nickte, dann streckte er sich, stieß einen rassenden Ton aus und verschied.

Ein Blitz, gewaltiger als hundert Blitze zusammen, schien vor den Injassen des Klosters herniedergefahren zu sein. In seinem grellen Licht ward ihnen allen etwas Furchtbares klar — am schnellsten dem Vater Vikar. Geistesgegenwärtig ergriff er den Rest der Mahlzeit, und während ein Theil der übrigen Brüder sich zum Gebet vor dem Toten niederkniete, andere sinnlos in den Gängen und Räumen umherirrten, trug er die Speise hinunter — er sprang mehr als er ging — und setzte sie dem alten Kettenhund vor, dessen Hütte auf den Garten hinaus stand. Begierig fraß dieser das stark und seltsam duftende Gericht — und eine Viertelstunde später war er verendet. Als Vater Rainfried wiederkehrend dies feststellte, hatte er unterdessen schon, bleichen Gesichts, aber überlegt und entschlossen, dem Pfortner verboten, irgend jemand durchs Thor herein- oder hinauszulassen, irgend einem Fremden den Tod des Quardians mitzuteilen. Da er vom Hunde weg wieder ins Haus trat, fragte er den ersten, der ihm begegnete, wo der Bruder Anselm sei. Der wußte es nicht — keiner wußte es — aber jeder bebte vor dem Gedanken, der ihn bei des Vikars Frage befiel. Da ging Vater Rainfried unerschrocken hinauf zur Zelle des Klosterkochs; er öffnete, ohne zu klopfen, die Thür, und drinnen saß am Tischchen, den Kopf auf einen Arm gestützt, der Gesuchte. —

Als der Vater Vikar ein Viertelstündchen später den Raum verließ, sperrte er mit einem kleinen Schlüssel von außen ab und schritt dann den Gang hinab wie einer, dem Gott Einblick gegeben in alle Furchtbarkeiten der Welt. Er war in der letzten halben Stunde um zehn, um zwanzig, um fünfzig Jahre älter geworden. Die starken Backenknochen traten noch stärker aus dem mageren Gesicht, die Furchen um den Mund waren noch tiefer gegraben, die klaren Augen sahen vor sich hin wie die Adams, als die Pforten des Paradiesgartens hinter ihm zusielen. Er wußte: weder er selbst noch alle Brüder des Klosters hatten bis jetzt gelebt; von heute an lebten sie! Und dafür dankte er Gott mit einem wortlosen Gebet, mit einem Gebet des inbrünstig hinggegebenen Gedankens, das Millionen von Lippengebeten aufwiegt. Er dankte Gott, daß er ihm nichts zu erleben gespart, daß er ihn zwang mit einer Angelegenheit von abgrundtiefer Furchtbarkeit sich auseinanderzusetzen und dadurch zur inneren Größe heranzureifen. Und schon war sein starker Wille Herr und Meister dessen, was zu tun war. Sogleich versammelte er alles, was im Kloster lebte, Väter, Brüder, Ser-

vitalen im Speisesaal, und selbst die Totenwache mußte herbei, der Pförtner mußte herbei. Sie kamen — auf Schlimmstes gefaßt, doch noch mit einer leisen Hoffnung im Herzen. Der Pater Vikar zertrat diese Hoffnung wie ein winziges Wiesenblümchen alljogleich. Unerhörtes sei geschehen; ein Klosterbruder, dessen Namen er nicht nennen wolle in diesem Augenblick, habe den ehrwürdigen Pater Quardian durch vergiftete Speise getödtet und ohne Umschweife und bis jetzt, wie es scheine, auch ohne Neue sein Verbrechen eingestanden. Er werde der verdienten Strafe verfallen, und ungesäumt werde er sich mit dem Bize dom des Bischofs dieserhalb in Verbindung setzen. Doch von dieser namenlosen Schändung des heiligen Franziskus dürfe nichts in die Öffentlichkeit dringen. Er verlange von allen Klosterinsassen, daß sie ihm aufs Kreuzigt schwören, mit ins Grab zu nehmen, was sie nun wüßten. Und er holte ein hölzernes Kreuzbild herbei, nahm es in die Rechte, ließ jeden vor sich treten und, die Finger der linken Hand auf die Brustwunde des Herrn gelegt, den Schwur sprechen, der ihre Zungen band auf ewig. Dann entließ er sie mit dem Befehl, daß alles aufs heilige Pfingstfest gerüstet und dieses Fest, sobald der Tode begraben, gefeiert werde wie sonst.

Das alles vergrößern de Gerücht hatte unterdes in einem für das Kloster günstigen Sinn gearbeitet. Es hatte während der letzten Lebenstage des Quardians aus seinem zwar schmerzhaften, doch nicht gefährlichen Gliederreißen jene ernste Erkrankung der Gelenke und des Herzens gemacht, vor der auch das Volk sich fürchtete. Als nun die Kunde vom Tode des Klostervorstands in die Bürgerschaft hinausdrang — da war er einem Herztrampf erlegen, und wenn die Mönche dieser Auffassung nicht widersprachen, taten sie der Wahrheit nicht einmal Gewalt an. Die Leiche ward aufgebahrt, viel Volk, namentlich slowenischer Herkunft, kam, sie mit Weihwasser zu besprengen, die Geistlichen der Stadt verrichteten angesichts des Toten ihr Gebet, und dann ward der ehrwürdige Quardian Erasmus Nopic mit allen gebührenden Ehren bestattet. Zur selben Zeit aber war einer der Klosterbrüder schon nach Wolfsberg unterwegs. Es traf sich gut, daß unter den Laienbrüdern der Sohn eines Pferdehändlers war, der bis zum Eintritt ins Kloster sich im Geschäft seines Vaters betätigt hatte. Für diesen ließ der Pater Vikar in der Stadt ein Pferd, hieß ihn für die Dauer des Ritts den Habit mit dem weltlichen Gewand des Alltags vertauschen und entsandte ihn mit schriftlichem und mündlichem Auftrag zum Bize dom. Während der Quardian in die Erde versenkt wurde, flog der Bote schon von Griffen her das Lavanttal gen Wolfsberg hinauf. Der edle Herr Philipp Groß von Trofau hörte den Bericht des Boten und las den Brief des Vikars mit Betroffenheit, doch nicht mit der starken Erregung, die auch aus den Worten des Klosterbruders noch zitterte: sein Leben und seine Regententätigkeit hatten ihn schon in viele Abgründe schauen lassen. Schnell begriff er, daß die Söhne des heiligen Franziskus die Besledung durch eine solche Tat als ungeheuerlich empfinden mußten, und daß der Gerechtigkeit Genüge geleistet werden könne, ohne daß der Frevel in der Welt ruchbar würde. Auch lag rechtlich der Fall durchaus klar: zuständig war das geistliche Gericht, die Vollstreckung des Urteils war Sache der weltlichen Straf Gewalt, und wenn der Bize dom, als deren Hüter und Vollstrecker, die Vollziehung ganz dem Orden überließ, so hoffte er, die Billigung durch den Landesherrn mühelos zu gewinnen. Dies tat er dem Boden kund, übergab ihm für den Vikar ein kurzes Schreiben des gleichen Inhalts, befahl, daß man dem

Bruder eine Erquickung reiche, und entließ ihn wieder nach Villach. Hier traf er am Abend vor dem Pfingstfest wieder ein. Inzwischen hatte der Bischof die Väter aller erreichbaren Klöster der Ordensprovinz zu einer außerordentlichen Kapitelsitzung wichtigsten Inhalts auf Dienstag der Pfingstwoche einladen lassen.

So vergingen die Festtage, und nie hat ein Ordenskonvent gleiche Pfingsten erlebt. Die Klosterinsassen waren in einer unbeschreiblichen Stimmung. Ein Furchtbares lastete auf ihnen, ohne die Möglichkeit das Herz durch eine Aussprache mit irgend jemand von der Außenwelt zu erleichtern; und doch drängte es jeden der Brüder die Kunde von dem Geschehnis hinauszuschreien, daß es halle vom Glocner bis zum Triglav, und sich so zu reinigen von jedem Verdacht der Mitschuld, der aus den Wolken zu grinsen, im Winde zu pfeifen, von den Bäumen herüberzuflüstern schien. Jeder fühlte, daß er seit langem insgeheim für den Klosterkoch Anselm Partei ergreifen habe, und jedem war es, als hätte er dadurch den Koch zu seinem Vorhaben ermutigt. So schlichen sie aneinander vorbei wie von bösem Gewissen gefoltet; des Nachts aber saßen sie ruhelos auf dem Lager, beteten, weinten, beteten wieder und erwachten aus kurzem Schlummer angstgeschüttelt, schweißgebadet. Und während des heiligen Pfingstfestes saßen die einen im Beichtstuhl und dachten bei jedem Sündenbekenntnis: „Was bekennst du Sünden, die keine sind?“ Und die anderen schritten aufrecht zum Altar und gingen hinweg, wie wenn sie frohen Herzens, in Festestimmung das reine, das heilige, das unbesleckte Opfer dargebracht hätten. Und einer sprach von der Kanzel zum dichtgedrängten Volke: „Komm, ach komm, o Tröster mein In mein armes Herz hinein Mit den sieben Gaben dein.“ Und er predigte und sprach, daß es in der Kirche widerhallte — und doch hörte er sich selber nicht reden; in seinen Ohren brauste und rauschte es, wie wenn ein Wolkenbruch herniederstürzte.

Der aber, der all dies herbeigeführt, saß in seiner Zelle, die zu einem Gefängnis geworden war. Man hatte ihn veranlaßt, das Ordenskleid auszuziehen und ein rauhes Büßerhemd anzulegen. Man stellte ihm Brot und Wasser hinein und legte ihm eine Bußgeißel auf den Tisch. Doch rührte er sie nicht an; kaum daß er ein wenig von der Speise und dem Trank genoß. Ohne sich zu rühren, saß er da, wie wenn seine Seele nicht mehr im Körper weile. Ihm war es, als hätte er seines Lebens Zweck und Ziel durch seine That erfüllt und wäre nunmehr hinausgetreten aus der Menschlichkeit. Der Büßer im härenen Gewand, der da saß und den man Anselm nannte, war gar nicht mehr er selber. Diesem Büßer würde später einer der Väter die Beichte abnehmen: aber nicht er würde das Sündenbekenntnis ablegen; nicht er würde freigesprochen werden. Sonderbar nur, daß er irgendwie noch mit diesem Wesen beissammensein mußte, das ihn zu einem Tier machte, solange er bei ihm und in ihm weilte. Doch warum sperrte man dieses Tier ein? Es war nicht mehr gefährlich.

So hatte sich des Unglücklichen Bewußtsein seltsam und grauenhaft gespalten. Doch, wenn die Abende niedersanken — dann kehrte die Seele wieder zu dem Leib zurück, dann war er wieder eins, war er wieder ein Mensch. Dann war es ihm wohl, als versänken die Wände der Zelle, als versänken die Berge Rätens vor ihm, und als säße er hoch zu Roß mitten in einer weiten, öden Steppe. Und in der Ferne ragte eine Burg auf hohem Hügel, dunkel vor einem lobenden Abendrot. Er aber gab dem Roß die

Sporen, um ihn flatterte ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz; er legte die Lanze ein und brauste dahin, daß der Sand stob, daß die Erde dröhnte. Doch das Abendrot erblaßte, die Burg versank, das Pferd zerschwand, die Ebene engte sich — er hockte in seinem Gefängnis. Da fühlte er mit heißem Schmerz, daß er sich nicht im Ordensberuf, wohl aber in der Wahl des Ordens vergriffen hatte, und haderte mit dem Geschick, das ihn ob seiner Kräuterkennntnis diesem Bettelorden zugeführt und ihn dadurch unglücklich gemacht. Unglücklich? Hatte er denn nicht seines Lebens Aufgabe erfüllt, indem er diesen Unedlen unschädlich machte? Wozu sonst war er noch Rärten gekommen? Was hatte er mit diesem Tier gemein, das eine Schuld bekannt und Worte der Reue gesprochen hatte? Nicht der war Anselm, der als Büsser in der Zelle hockte und einem Urtheilspruch entgegen sah. Mochten sie über ihn verhängen, was sie wollten. Wie lange warteten sie noch?

Es war der Donnerstag nach Pfingsten, da versammelten sich vor Mittag die ehrwürdigen Väter im Kapitelsaal. Alle Eingeladenen waren erschienen, und jeder war bleich geworden, als ihm der Vikar den Grund der Einladung mitgeteilt. Nun knieten sie vor dem Gekreuzigten in heißem Gebet. Sie erhoben sich; stehend nahmen sie den Bericht des Paters Rainfried entgegen, stehend warteten sie auf den Sünder, der vor ihnen erscheinen mußte. Sie umgaben im Halbkreis den Pater Joseph, den Ältesten unter ihnen, der das Gericht leiten sollte. Herein trat, von zwei Brüdern geführt, die sogleich den Raum wieder verließen, der arme Sünder, und sein Anblick verletzete allsogleich jene, die ihn noch nicht gekannt hatten, in peinliche Verwirrung. Sie hatten sich, beim Anhören des Berichts, nach Menschenart sogleich ein mehr oder minder klares Bild von dem Beschuldigten gemacht, und jeder dachte sich ihn seiner eigenen Rasse und Persönlichkeit entgegengesetzt. Nun stand ein Mensch vor ihnen, dessen hohen, abligen Wuchs das Büsserhemd nicht verdunkelte, sondern herausstellte, ein Mensch, dessen schmales Gesicht der von einem gekreuzigten Heiland, der von einem heiligen Franziskus her kannte, dessen blondes, leicht geträufeltes Haar so mancher holzgeschnitzte Apostel, so mancher Miniaturenhellige trug. Die scheuen Blicke in sein Gesicht sahen allerdings auch Befremdliches. Welcher Heilige hatte je mit dieser eisigen Kälte über eine Versammlung hingeblickt? Welcher Angeklagte hatte je mit solch gleichgültigem Blick von der einen Saalwand zur anderen und von dieser zur Decke geschaut? „Verstodt!“ dachte dieser und jener. Und der Verlauf des Verhörs schien ihnen recht zu geben. Mit tonloser Stimme beschrieb der Unglückliche die Entwicklung, den Verlauf der Dinge. Eine schwere Beleidigung durch den Quardian habe den letzten Anstoß gegeben. Vergeblich blieb die bringende Aufforderung des Ältesten, doch diese Beleidigung zu nennen. Anselm erwiderte, ein solches Wort durfte nur einmal gesprochen werden. Und auf die Frage, ob er Reue über seine Tat fühle, sprach er: „Ich bin kein Mensch mehr, ich bin ein Tier. Ein Tier kann keine Reue empfinden.“ Diesem Worte, mit einem ruhigen, fast etwas belehrenden Ton gesagt, stand die Mehrheit der Versammelten fassungslos gegenüber. Einige wenige Menschenkenner ahnten den tieferen Sinn; etliche mehr aber dachten: „Er ist vom Teufel besessen.“ Und doch — seit wann brüllte und tobte der böse Feind nicht mehr, wenn er einen Menschen befallen hatte? Dieser Schuldige war im Vollbesitz seiner Geisteskräfte, er war völlig Herr seines Benehmens; er zeigte eine Ruhe, um die ihn insgeheim mancher beneidete. — Als Anselm

wieder abgeführt worden war, atmeten die Versammelten von dem Grauen auf, das sie geschüttelt hatte. Diesen Menschen hätte keiner von ihnen Angesicht gegen Angesicht zu verurtheilen gewagt. Jetzt, wo er außer Sicht war, gewannen sie Mut und Überlegenheit, und in der geführten Beratung festigte sich mehr und mehr die Überzeugung, daß man es hier mit einem Falle außerordentlicher Gemüthsälte zu tun habe, wie sie nur verworfenen Menschen eigen sein könne. Eine Tat aber, die schon unter Menschen des Alltags die schwerste Sühne heische, müsse unter Angehörigen eines Ordens noch ganz anders geahndet werden. Schon die alten Väter hatten bei Schandtaten durch Versenken des Schuldigen in Sümpfe zu erkennen gegeben, daß man einen solchen Menschen dem Anblick ein für allemal entziehen müsse; etwas derartiges sei auch hier am Platze, und zudem werde dadurch das Geheimnis der Tat am besten gewahrt. So wurde die Todesstrafe mit allen Stimmen, die Art des Todes mit großer Mehrheit beschlossen. Kurze Zeit später traten drei Patres — sie waren nicht aus dem Villacher Kloster — in des armen Sünders Zelle und teilten ihm mit, daß er seine Freveltat durch Einmauerung bei lebendigem Leibe büßen werde. Das Wesen, das Anselms Gestalt trug, nahm die Kunde mit Gleichmut entgegen, und kopfschüttelnd über diese Ansaßbarkeit verließen die Väter den Raum, den vor der Vollziehung des Urteils nur der Beichtvater noch einmal betrat.

Für die Klosterinsassen kamen nun die furchtbarsten Stunden. Sie hatten es selber so gewollt: aber S e n k e r zu sein war für sie doppelt entsetzlich. Die Auswahl derer, die den Unglücklichen zum Richtort führen und richten sollten, vollzog sich unter dem heftigsten Widerstande, der unter anderen Umständen als Aufruhr gedeutet und streng hätte bestraft werden müssen. Doch war endlich Bruder Waltram bereit, den schwersten Teil zu übernehmen. Der Sohn eines Steinbrechers im Gebirg, hatte er frühzeitig mit Hammer und Kelle zu hantieren gelernt; er war unterseht von Gestalt und breit von Schultern. Zwei junge Brüder, darunter Lambert, sollten ihm behilflich sein; Vater Joseph wurde zum Zeugen bestimmt. Es war seltsam, daß man sich über den Ort der Einmauerung rasch einig geworden war: aus der an sich schon dicken Abschlußwand der einstigen Kapelle sollte eine Nische herausgehauen und dann in der ganzen Breite und Höhe der Wand eine gleichmäßige Steinlage vorgelegt werden, sodaß eine neue, stärkere Gesamtmauer entstünde, die das Geheimnis bergen würde. Der Sohn des Steinbrechers machte sich ungesäumt an die Arbeit; Backsteine lagen zuhauf hinten im Garten: sie waren für ein Gewächshaus bestimmt gewesen. Nach zwei Tagen war die Nische gehöhlt und rund um sie die Steinlage fertig.

Hört, wie der Klosterkoch Anselmus lebendigen Leibes eingemauert wurde! Nacht war's, und alle Väter und Brüder des Klosters lagen betend auf ihrem Angesicht in der Klosterkirche — außer den fünf Menschen, die in dem öden Raum bei einer schwachen Ampel Schein zu graulichem Tun, zu unerhörtem Leiden versammelt waren. Pater Josephus lehnte an der einen Seitenwand, denn er drohte umzusinken; die beiden jüngeren Brüder standen schweigend links und rechts von dem armen Sünder; unablässig rannen dem einen die bitteren Tränen über die Wangen, unablässig schüttelte den anderen ein trockenes, herzabquälendes Schluchzen. Sie hielten den linken und rechten Arm ihres einstigen Mitbruders, damit der Bruder Waltram die Hände auf dem Rücken mit einem Strick zusammenbinden konnte. Gleich-

gültig, wie wenn das alles ihn nicht berührte, starrte der ehemalige Kloster-
soch in das dunkle Loch der Abschlußwand. Und nimmer konnte sich Lambert,
das gute Kind, halten: er schlang die Arme um den Hals des verlorenen
Bruders und schluchzte: „Ach, Anselm, werd' wieder ein Mensch! Werd'
wieder ein Mensch!“ Doch kein Wort kam aus des Angeredeten Mund,
kein warmer Blick belohnte den Bittenden. Drüben an der Wand war
Vater Josephus in die Knie gesunken, kniend betete er. Nun legten die
anderen mit zitternden Händen dem Sünder einen Mundkorb aus Drahtge-
flecht an, von diesem gingen Drähte aus, die um den Schädel gewunden
wurden. Darüber umwickelten sie den Kopf bis auf den Hals mit einem
weißen, breiten Band und schlangen es mehrmals herum; das Ende ward
mit einer Fibel befestigt: Anselms Augen waren für diese Erde geschlossen.
Sie führten ihn zu der Nische, ließen ihn hineintreten, und nun begannen die
drei mit fieberhafter Hast, die Steinlage emporzuführen. Als die Mauerung
bis zur Mitte der Leibeshöhe Anselms gediehen war, vernahm der Arme,
der noch zu atmen vermochte, deutlicher das Geräusch der Ketten und des
klatschenden Mörtels. Da ward er noch einmal ein Mensch! Mit Ur-
gewalt kam über den Hilflosen die menschliche Lebenslust, zusamme-
ge-
drängt auf einige wenige Augenblicke, das Bewußtsein, daß er jung sterben
müsse, und Heimat, Vaterhaus, Mutter und Brüder, das Kloster zu Bam-
berg, die Blumen und Kräuter seiner Jugend, die blauen Berge des Fran-
kenlands wirbelten wie ein verlorenes Paradies an ihm vorüber. Ein
dumpfes Stöhnen drang aus der Enthüllung zu den Mauernden, die jäh-
zusammenzuckten, ein Tränenstrom ergoß sich in die Binde, dann verließ den
Gerichteten das Bewußtsein; sein Leib kniete zusammen, fiel vornüber und
schleuderte durch den schweren Anprall die obersten, eben gelegten Steine
auf den Boden. Dies war zuviel für die jugendlichen Brüder. Von
Entsetzen gepackt ließen sie das Handwerkszeug fallen, flohen dem Eingang
zu, rissen den zitternden Alten mit sich hinaus. Den Bruder Waltram, dessen
starke Nerven bis jetzt dem Ansturm des Fürchterlichen getroßt hatten, ver-
ließ in diesem Augenblick alle klösterliche Haltung und Gewöhnung. „Ihr
feigen Hunde, wollt ihr bleiben?“ brüllte er den Fliehenden nach, deren
einer sich bebenden Leibes entschloß, das Werk mit zu vollenden. Auch Vater
Joseph, seiner Zeugnispflicht gedenkend, schickte sich an, zurückzukehren; doch
Lambert hielt die Tür vor ihm zu, packte ihn an den Armen. „Vater, geht
nicht mehr hinein!“ leuchte er, winselte er, und der andere: „Laß mich! Laß
mich! Es ist meine Pflicht.“ So rangen sie stampfend miteinander, der Alte
und der Junge, gleich Wahnwütigen auf dem dunklen Gang. Endlich gab
der Alte nach, wandte den Gang entlang, froh die Treppe hinauf — und
stürzte vor seiner Zelle, gleich einem vom Sturm gefällten morschen Baum,
besinnungslos zu Boden. Aber der junge Lambert lag auf den Fliesen, stieß
die Stirn wie ein Verzweifelter gegen die Steine und schlug mit den
Fäusten auf den Boden. Drinnen hatten die zwei den Besinnungslosen auf-
gerichtet, der eine hielt ihn, der andere mauerte, endlich waren sie fertig.
Der Jüngere entfloß wie ein gehektes Reh dem Grufgewölbe, Bruder
Waltram löschte die Lampe aus, verließ den Raum, machte die Türe hinter
sich zu, und kalter Schweiß perlte auf der Stirn des starken Mannes. — —

In jenen Tagen bewies Vater Rainfried aufs neue die Klarheit, die Vor-
denklichkeit seines Geistes. Es war leicht gegenüber den Bürgern Villachs,
die den Bruder Anselm gekannt hatten, den Anschein zu wecken oder auf-

rechtzuerhalten, daß er in ein anderes, ferneres Kloster versetzt worden sei; wie oft kam dies nicht vor in den Bettelorden! Doch die nächsten Anwandten konnten auf die Dauer nicht ohne Nachricht bleiben, und sie sollte schonend erfolgen. Als der Bisar hörte, daß der edle Herr von Stibar bald wieder in seine Heimat zurückkehren werde, war sein Entschluß rasch gefaßt. Er schrieb einen Brief an die Gemahlin des Amtmannes — sie weilte eben im Kloster Griffenthal — und bat sie darin, ihrer Kammerzose mitzuteilen, daß ihr Landsmann eines raschen Todes gestorben sei. Man konnte aus seinen geschickt abgefaßten Worten einen Unglücksfall beim Bau einer Mauer lesen, und daß er sein Begräbnis im Kloster selbst gefunden habe. Diese Nachricht möge das Mädchen auch der Mutter des Toten überbringen. Da des Vaters Rainsfried Gerechtigkeitsgefühl so beschaffen war, daß er nicht glaubte, durch eine spätere Untat werde früheres Wohlthun aufgehoben, daß er vielmehr überzeugt war, jedes segensreiche Wirken bleibe als selbständige Leistung des Menschen in seinem Wert erhalten — so verhehlte er in seinem Schreiben nicht, darauf hinzuweisen, daß der Bruder Anselm sich als Koch um das Kloster verdient gemacht habe und daß alle Brüder an diese seine Tätigkeit gern zurückdächten. — Die edle Frau, die sich des Klosterkochs von jenem Besuch her noch wohl erinnerte, erschrak nicht wenig über den plötzlichen Tod eines so jugendkräftigen Mannes, und nicht gerade leichten Herzens las sie den Brief der Jungfrau Barbara Kröppelin vor, die ihn mit geisterbleichem Gesicht entgegennahm. Der heftig Weinenden redete sie gütig zu, daß auch ihr der Tod dieses schönen jungen Mannes nahe gehe; sie möge sich aber trösten damit, daß Anselm offenbar im Dienst des Klosters gestorben sei und ein gutes Angedenken dort gefunden habe. Sie mußte den Brief wieder und wieder vorlesen, und bald hörte Barbara nur noch Rühmendes aus seinen Zeilen, und bald war ihr das Haupt des Landsmannes wie von einem dünnen Golbreif umgeben. Als bald darauf die Reisegesellschaft Kärnten verließ, da pflückte Barbara, ohne recht zu wissen, was sie tat, einen großen Strauß von Blumen des Feldes und Waldes; den nahm sie mit, und jeweils an einer Stätte, die ihr Anselm als Aufenthaltsort seiner Wanderung genannt hatte, ließ sie eine Blume fallen. So schmückte und ehrte das fränkische Mädchen den Weg, den der Landsmann seinem Unheil entgegen gewandelt, wie die Segensstraße eines Heiligen.

* * *

O, meine Freunde, ich wollte bis ganz zuletzt nichts als erzählen, ich wollte mein Gefühl zurückdrängen und gleich einem sorgsamen Maler Zug für Zug und Strich für Strich nur das Schicksalsbild zeichnen, das ich im Geiste geschaut. Ich kann es nicht ganz so halten. — Ihr werdet vielleicht bestürzt sein über dieses furchtbare Lebensschicksal, niedergeschmettert werdet ihr Tröstung und Erhebung vermissen. Ihr werdet euch vielleicht die Frage vorlegen, wodurch jener an Geist und Körper wohlausgestattete Mensch es verdient hatte, zugrunde gerichtet zu werden, nachdem er selber aus nicht unedlem Grunde in die Tiefen des Verbrechens hinabgestiegen. Auch euch wird vielleicht die oft gehörte, die bange Frage, wo die G e r e c h t i g k e i t hier bleibe, auf den Lippen schweben. O, was wissen wir von Gerechtigkeit, die wir diesen Begriff mit einem Maßstab messen, den wir, wenn's hochkommt, aus den Paragraphen eines Gesetzbuches, aus dem Sitzungssaal eines Schwurgerichtes, aus dem Untersuchungszimmer eines Polizeigebäudes her-

holen! Wir sagen, Gott sei gerecht, und wir sagen auch, er sei barmherzig, und stellen mit kluger Miene von Fall zu Fall fest: Hier hat sich seine Gerechtigkeit gezeigt, hier hat er Barmherzigkeit bewiesen. Daß wir ihn nur nicht lästern! Woher wissen wir, ob es nicht Gerechtigkeit war, was wir Barmherzigkeit nennen? ob er nicht barmherzig sich erwies, wo wir den Anspruch auf Gerechtigkeit erhoben? Was wissen wir von den Maßstäben des Unendlichen, was von den Zusammenhängen des Weltgeschehens? Kann das Aufgucktierchen den Menschen, kann das Menschentierchen den unendlichen Gott vor seinen Richterstuhl fordern? — Dieser Jüngling mußte wohl vernichtet werden, damit vierhundertdreißig Jahre später ein Menschenkind die Feder ansetzen könne, sein Schicksal zu schreiben, damit andere Menschenkinder im innersten Herzen vor diesem Schicksal erbeben, damit manch einer eine Träne über ihn vergießen könne. Und er war gerechtfertigt, noch ehe er seine Tat beging. Ob der Träne, die ein Menschenkind seinetwegen vergießen würde, ward ihm verziehen: ich sage euch, auch er ruht im Schoße des Vaters.

* * *

Es war im Frühling des Jahres 1837, da wurden zu Villach die Gebäude des verödeten Minoritenklosters abgebrochen, um Raum für neue Bauten zu schaffen. An einem hellen Märztag legten die Arbeiter gerade die Wände eines kapellenartigen Raumes ein, und es stand von ihm nur noch die auffallend dicke Abschlußmauer. Der Abbauleiter bemerkte, daß diese Mauer aus zwei Wänden zusammengesetzt sei, und gut gelaunt wie er war, sprach er zu den Lehrbuben: „Jetzt paßt's auf, es muß auch a kleine Gaudi geb'n. Die Mauer legen wir auf a besondere Weis' ein.“ Und er ließ einen langen, zugespitzten Pfahl herbeibringen, ein Junge kletterte auf die dicke Mauer hinauf, er mußte einen großen Hammer nehmen und den Pfahl ein ziemliches Stück weit in die oben deutlich sichtbare Fuge hineintreiben. Dann ließ der Bauführer ein Tau an dem Pfahl befestigen, die Jungen saßten das andere Ende und unter dem Schmunzeln der älteren Arbeiter zogen sie nun mit Halloh kräftig an, um die Mauer auseinanderzureißen. Der vordere Teil neigte sich, stürzte krachend vornüber, auch der rückwärtige Teil gab nach, barst in seinen oberen Lagen, Steine kollerten splitternd hernieder — und plötzlich starrte, von der Mittagssonne grell beschienen, das Gerippe eines Menschen aufrecht aus der Mauer in die Luft, wie wenn es aus dem Innern der Erde emporgeschossen wäre. So unerwartet, so grauig war dieser Anblick, daß die Stimmen der Alten und der Jungen sich zu einem einzigen Schrei vereinigten. Wie gelähmt starrten sie auf die Erscheinung; da knickte das Gerippe zusammen, fiel vornüber, schlug auf den Rest der Mauer auf und streute seine Rippen in den Bauschutt. Die Buben, die noch das Tau in Händen hielten, flohen entsetzt dem Ausgang der Abbaustelle zu; aber auch ihnen gebot eine Stimme Halt und Rückkehr. Der Aufseher rief: „Seid's doch vernünftig! Das is nix wie an armer Toter, den's hier begraben haben“ — so sagte er. Doch auch ihm lief ein Frösteln über den Rücken. Zögernd traten die Arbeiter näher, und bald bemerkte man, daß der Kopf des Gerippes in einem Drahtgeflecht stecke, das mit den Resten einer weißen Binde umwickelt war. „Das is merkwürdig!“ sagte der Bauführer. Und er befahl einem Buben, rasch zu dem nahen Rathhaus zu laufen und den Herrn Bürgermeister oder sonst ein paar Herren

zu holen; ein anderer mußte zum Gymnasium, ein dritter in den Pfarrhof eilen. Nicht lange dauerte es und eine kleine Versammlung würdiger Männer stand vor dem graufigen Fund und wunderte sich über diese merkwürdige Bestattung. Einer, der in Volkstunde erfahren war, meinte, daß hier offenbar eine rituelle Lebend-Bestattung vorliege zum Zwecke der Fernhaltung böser Geister — wie man früher ja auch Hunde und Katzen in ein neues Haus zum gleichen Zwecke eingemauert habe. Und als einer der geistlichen Herren zu bedenken gab, daß es sich doch hier um ein Kloster handle, bei dem man einen solchen Aberglauben nicht wohl annehmen dürfe, erwiderte der Volkstenner: „Gott, im finstern Mittelalter!“ Dann einigte man sich, daß die durch den Abbau gestörten Gebeine des Toten in den Friedhof des neuen Klosters St. Nicolai jenseits der Drau überführt werden sollten. Ein Sarg ward geholt, einer der Herren legte rasch die Einzelheiten des Fundes schriftlich nieder, die Reste wurden gesammelt und in den Sarg gelegt, und noch ehe man in der Stadt viel von der Sache wußte, waren die Überbleibsel des unbekannten Mannes bei St. Nicolai der Erde übergeben.

Im übrigen verzögerte sich die vollständige Abräumung des Platzes, es ging das Frühjahr und noch ein Stück des Sommers hin; endlich, zu Anfang des Septembers, wurde wieder dort gearbeitet. Da ging ein biederer Buchbindermeister eines Tages während der Mittagessenszeit vorüber. Als er nachdenklich stehen blieb und seine Augen über den nun fast völlig abgeräumten Platz schweifen ließ, sah er, wie zwei Lehrlingen auf einem Schutthaufen saßen und eine verstaubte Pergamentrolle betrachteten. Er trat näher, warf auch einen Blick hinein und erkannte, daß es eine alte Urkunde sei. Rasch entschlossen kaufte er den Findern die Rolle um ein paar Heller ab und begab sich, selber neugierig geworden, zu einem gelehrten Geschichtskenner, den er um Aufschluß bat. Der Gelehrte breitete die Rolle auf dem Tische aus, die beiden Männer beugten sich darüber, und jener las Wort für Wort: „Notum fiat posteritati, quod Ann. rep. Salut. Mill. quadr. nonag. octav. Frat. Anselmus Bamberg. Mon. Coquus peracto Veneficio Rev. Dom. P. Quardiani Erasmi, praecedente Iudicio aequo Rev. Dom. Josepi et plen. Capit. in Mortem Immurationis vivo corpore condemnatus fuit. Die autem Jovis post Pentecost. Anni praedicti.“ — „Das heißt?“ fragte der Buchbindermeister. Und der Forscher übersetzte: „Es diene der Nachwelt zur Kenntnis, daß im Jahre des Heils 1498 der Bruder Anselm aus Bamberg, der Koch des Klosters, wegen Giftmords an dem ehrwürdigen Herrn Vater Quardian Erasmus, nach vorhergehendem gerechten Gericht des ehrwürdigen Herrn Vaters Joseph und des gesamten Kapitels zum Tod der Einmauerung bei lebendigem Leibe verurteilt worden ist. Geschehen am Donnerstag nach Pfingsten des genannten Jahres.“ Die beiden Männer sahen auf und blickten einander betroffen an: es flog wie ein Schatten durch das Zimmer. „Sollte man dies für möglich halten?“ sprach leise der Buchbinder. Und der Gelehrte mit einem Seufzer: „Wer weiß, was den Unglücklichen dazu getrieben hat!“ Jener empfahl sich bald, nachdem er es dem Forscher anheimgestellt hatte, die Urkunde einem Archiv zuzuführen. Als er das Haus verließ, schmetterte im Garten eine späte Amsel ihre jubelnden Weisen. Den Klang im Ohre, ging der Handwerksmeister in ernstesten Gedanken seiner Wohnung zu. Droben aber trat der Gelehrte ans Fenster und lauschte, gedankenverloren, dem Lied des schwar-

zen Vögleins. Und aus den Klängen stiegen wechselnde Bilder für das Auge des Geistes. Augenpaare, lichtblaue, haßerfüllte tauchten auf, ein Mädchenmund lockte, ernste Gesichter, bleich und abgezehrt, wandten vorüber, ein Mutterantlitz blickte tröstlich, Blumen sproßten empor, reißige Männer sprengten darüber weg, eine Grustlampe flackerte, aus Dämmergrau dräute eine düstere Mauer. Der Vogel verstummte, die Bilder versanken, der Mann wandte wie erwachend vom Fenster sich weg, sah die Urkunde auf dem Tische liegen und schüttelte wehmütig das Haupt.

Winter *

Von Michael Georg Conrad

Um die Halde stürmt' es gestern,
Völkern jagten gleich Walfüren
durch die nebelkalten Lüfte,
schauend duckte sich der Wald.

Über Nacht — welch' tiefe Ruhe
heilig düsterer Einsamkeiten!
Wie entseelt liegt Mutter Erde,
fahle Blässe deckt ihr Antlitz.

Und der Wald malt Friedhofsschatten
über's weiße Totenland.
Oder sind's der Norne Runen,
die der Welt Verhängnis künden?

Wie im Traum! Irrt nicht beklommen
Sommers Echo durch das Tal?
Ist es Wehruf, ist es Seufzer?
Der Lawine drohend Raunen?

Pocht's nicht seltsam unterm Eise?
Erde, unzerstörbar Leben
webt in deinem tiefsten Schlummer.
Bald wirst du verklärt erwachen!

* Aus M. G. Conrad, „Am hohen Mittag“, Gedichte.
Verlag Müller & Fröhlich, München.